SASKIA BERWEIN

SEELENWEH

Ein Fall für Leitner und Grohmann

Thriller

Saskia Berwein
Seelenweh

Die Autorin

Saskia Berwein ist das Pseudonym einer deutschen Autorin. Sie wurde 1981 in Egelsbach geboren. Ihre Liebe zum Lesen führte bereits im Alter von 17 zur Entstehung ihres ersten Romans. Sie lebt zusammen mit ihrem Lebensgefährten in Mühlheim am Main.

Mehr über die Autorin:
www.saskia-berwein.de
www.facebook.com/SaskiaBerweinAutorin

Saskia Berwein im Kuneli Verlag

Todeszeichen
Herzenskälte
Seelenweh
Zornesbrand

Saskia Berwein

Seelenweh

Ein Fall für Leitner und Grohmann

Band 3

Thriller

Kuneli Verlag

Originalausgabe Dezember 2019
Kuneli Verlag, Forstweg 8, 63165 Mühlheim am Main

Copyright © 2019 Kuneli Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage
Satz & Cover: Kuneli Verlag, 63165 Mühlheim am Main
Bilder unter Lizenz von Shutterstock.com verwendet.
Printed in Germany
ISBN 978-3-948194-07-9
www.kuneli-verlag.de

Prolog

Der Geruch nach Öl und Benzin war viel zu stark. Sie stand auf der anderen Straßenseite, gegenüber der Tankstelle. Trotzdem konnte sie den Kraftstoff fast schon auf der Zunge schmecken.

Sie konnte auch ein leises Plätschern hören. Benzin tropfte aus einer am Boden liegenden Zapfpistole auf den Beton. Die Pfütze schillerte in grellen Farben.

Ein kleines Mädchen, vielleicht zehn oder elf Jahre alt, stand neben der Zapfsäule. Sie trug ein weißes, spitzenbesetztes Kleid. Blut war in dünnen Rinnsalen an den Innenseiten ihrer blassen Oberschenkel hinuntergelaufen.

Sie schaute zu ihr herüber, ihre Blicke trafen sich. Das Mädchen hatte dunkelbraune Augen. Isabell sah vertrauten Schmerz in ihnen, Trauer, Enttäuschung, Wut und Hass.

Der zu einer dünnen, farblosen Linie zusammengepresste Mund verzog sich zu einem Lächeln. Erst wirkte es freundlich, einladend, dann verzerrte es sich jedoch zu einem bösen, beinahe wahnsinnigen Grinsen.

Die Pfütze aus Benzin war größer geworden. Sie hatte sich zu einem kleinen See ausgeweitet, viel zu groß für die Tropfen, die noch immer stetig aus dem Zapfhahn rannen. Der schillernde Teich endete knapp vor den Schuhspitzen des Mädchens.

Die Kleine machte einen Schritt nach vorn, langsam und bedächtig, in die Benzinlache hinein, den Blick nicht von Isabell abwendend.

Plötzlich hielt sie eine Streichholzschachtel in der Hand und öffnete sie.

Isabell wollte den Mund öffnen und schreien, doch ihre Lippen fühlten sich taub an und gehorchten ihr nicht. Sie konnte das Unvermeidliche nicht verhindern.

Mit einem Ratschen, das Isabell in den Ohren wehtat, schrammte der Streichholzkopf über die Seite der Schachtel. Sie sah das Aufflackern der Flamme als Spiegelbild in den Augen des Mädchens.

Die Kleine ließ das Streichholz fallen.

Das Benzin entzündete sich explosionsartig. Eine Wand aus gelbrotem Feuer loderte auf und verschlang das Mädchen augenblicklich.

Es blieb nur ein Schrei zurück.

Erst als sie aus dem Traum hochfuhr und die Augen aufriss, bemerkte Isabell, dass sie diejenige war, die schrie.

Allerdings nur leise, kaum hörbar. Es war mehr ein Stöhnen als ein Schreien, noch dazu wurde es von dem harten, unebenen Untergrund gedämpft, auf dem sie mit dem Gesicht nach unten lag.

Ihr Körper fühlte sich schwer und wie betäubt an. Es kostete sie große Kraft, den Kopf zu heben und zu blinzeln.

Doch um sie herum war nur Dunkelheit.

Wo zum Teufel war sie?

Bruchstückhaft erinnerte sich Isabell an das, was geschehen war, bevor die Welt in Schwarz getaucht wurde und Alpträume sie heimsuchten. Jemand hatte seine Hilfe angeboten. Sie war voller Hoffnung in das Auto gestiegen.

Mit der Erinnerung kam auch die Erkenntnis. Isabell wusste sofort, dass sie in Schwierigkeiten steckte. In ernsthaften Schwierigkeiten.

Der Geruch von Öl und Benzin umgab sie noch immer, wirkte jetzt aber alt und abgestanden. Der Boden unter ihr fühlte sich

wie geborstener Beton an. Aus den Rissen schien Erde hervorzuquellen.

Es gab kein Licht.

Angst begann sich wie eine kalte Faust in ihrer Brust zusammenzuballen. Sie zwang sich, ruhig zu atmen. Es war nicht das erste Mal, dass sie in einer fremden oder gar bedrohlichen Situation erwachte. Sie hatte gelernt, ihre Gefühle zu kontrollieren. Panik hatte ihr noch nie geholfen.

Isabell bewegte langsam ihre Glieder und stellte fest, dass sie nicht gefesselt war und nichts gebrochen zu sein schien. Lediglich die Stelle an ihrem Hals, wo der Elektroschocker sie getroffen hatte, schmerzte. Vorsichtig kämpfte sie sich auf die Knie, setzte sich auf, wagte jedoch nicht, aufzustehen.

Wo bin ich? Wieso bin ich hier?

Das waren Fragen, die sie zurückstellen musste, denn viel wichtiger war, wie sie entkommen konnte. Sie zweifelte nicht daran, dass sie eine Gefangene war. Wieso sonst hätte man sie betäuben und verschleppen sollen?

Isabell ließ sich auf alle Viere nieder. Vorsichtig bewegte sie sich vorwärts und stieß bald auf eine Wand, der sie folgen konnte. Ihre Finger ertasteten gerade eine Ecke des Raumes, als sie irgendwo über sich Schritte hörte.

Sie erstarrte, lauschte, doch das metallische Knirschen über ihr war bereits wieder verstummt.

Dann nahm sie etwas anderes wahr.

Ein Atmen. Hinter ihr.

Sie wirbelte herum und stierte in die Dunkelheit. Isabell musste die Luft anhalten und ihren eigenen Herzschlag ausblenden, um die Atemzüge hören zu können. Doch sie waren eindeutig da.

»Hallo?« Ihre Stimme klang wie das verängstigte Fiepen einer Maus.

Trotzdem folgte sofort eine Reaktion. Irgendetwas oder irgendjemand bewegte sich. Das Atmen wurde schwerer und ging in ein Schnaufen über. Metall klirrte.

Ihr Gehirn hatte gerade das Bild eines wütenden, in eine Ecke gedrängten Stiers heraufbeschworen, der sich zum Angriff bereit machte, als plötzlich das Licht anging.

Für den Bruchteil einer Sekunde war Isabell geblendet, dann nahm die Welt um sie herum wieder klare Konturen an.

Und sie musste erkennen, wie recht ihre Fantasie doch hatte.

1

Dezember, sechs Jahre vor dem aktuellen Geschehen,
irgendwo im Dortmunder Umland

Der Sturm pfiff um die Kirche und rüttelte an den Dachziegeln. Es war spät, es war dunkel, und der Eisregen trommelte gegen die Buntglasfenster. Normalerweise würde er die Kirche erst in einer halben Stunde absperren, doch bei diesem Wetter waren keine Besucher mehr zu erwarten. Es war ohnehin selten geworden, dass sich jemand außerhalb der Messen in das kleine Gebäude verirrte.

Umso überraschter war Klaudius Moor, eine Person in der ersten Reihe sitzen zu sehen, als er ins Langhaus trat. Er stöhnte innerlich auf, hielt er die Gestalt doch zuerst für einen Obdachlosen, der in seiner Kirche Schutz vor dem Wetter gesucht hatte. Einmal hatte er den Fehler begangen, einem Mann über Nacht Obdach zu gewähren. Am nächsten Morgen hatte er den Altar entweiht vorgefunden, einige Gegenstände fehlten.

Er wappnete sich bereits für eine Auseinandersetzung, die hoffentlich nicht mit einem Anruf bei der Polizei enden würde, als ihm auffiel, dass die Person zwar einen völlig durchweichten Mantel trug, es sich aber um eine angemessen gekleidete Frau handelte.

Sie schien zu dösen, doch als er näher herantrat, sah er, dass ihre Augen geöffnet waren. Sie starrte reglos vor sich hin und nahm keine Notiz von ihm.

Na prima, statt eines Penners habe ich jetzt eine psychisch labile Frau am Hals … Und sie gehört nicht einmal zu meiner Gemeinde.

Es war ein wirklich ungünstiger Zeitpunkt. Er hatte sich auf einen gemütlichen Abend am Kamin gefreut, mit heißem Tee und einem Krimi im Fernsehen. Das konnte er sich jetzt wohl abschminken.

Er trat zu der Frau und räusperte sich. Keine Reaktion. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sie blinzelte, als würde sie aus einem Tagtraum erwachen, und blickte zu ihm auf. »Oh. Haben Sie etwas gesagt?«

»Ich fragte, ob ich Ihnen helfen kann«, erwiderte der Pfarrer so freundlich, wie es ihm unter den gegebenen Umständen möglich war.

Die Frau bewegte den Kopf. Er war sich nicht sicher, ob es ein Kopfschütteln sein sollte. »Nein, danke. Ich bin nur hergekommen, um ein wenig Ruhe zu finden.«

Nicht einmal beten. Aber was hatte er auch erwartet? »Ich wollte die Kirche jetzt absperren. Es liegt mir fern, Sie hinauszuwerfen, aber …« Er verstummte.

»Ich verstehe, Pater.« Sie nickte und stand auf. Es schien ihr unendlich schwer zu fallen, als wäre sie doppelt so alt wie die von ihm geschätzten fünfzig Jahre. »Ich will keine Last sein.«

Ein Teil von ihm war froh, dass sie ohne besonderen Widerspruch gehen wollte, ein anderer Teil schalt ihn für sein unchristliches Benehmen. Ach, verdammt! »Sie wirken aufgewühlt. Sind Sie sicher, dass Sie keine Hilfe brauchen?«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem traurigen Lächeln. Ihre Augen waren gerötet, die Lider geschwollen. Sie hatte Tränen vergossen. Viele Tränen. »Mir kann niemand mehr helfen.«

Andere Pfarrer mochten fähig sein, in den Augen der Menschen zu erkennen, was sie umtrieb. Klaudius Moor hatte noch nie dazu gehört.

»Sind Sie krank?«, fragte er sanft.

Sie musste offenbar über die Frage nachdenken. »In gewisser Weise, ja. Ich habe Dinge getan, die man wohl allgemein als krank bezeichnen würde.«

Er musste schlucken. »Es steht mir nicht zu, über Sie zu urteilen. Aber falls Sie beichten möchten …«

Die Frau lachte leise. »Für das, was ich getan habe, kann mir niemand Absolution erteilen. Falls Ihr Gott existiert, ist mir ein Platz im Fegefeuer sicher.«

»Wieso sind Sie dann hergekommen?«

Sie seufzte. »Ich brauchte Ruhe und Abstand. Ich bin herumgefahren, der Sturm wurde schlimmer … Ich sah Ihre Kirche und hoffte auf ein klein wenig Frieden.«

Klaudius Moor zögerte. »Den habe ich dann wohl gestört.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Es war falsch von mir, hier Frieden zu suchen … Für mich wird es nie mehr Frieden geben. Aber das ist die Bürde, die ich zu tragen habe. Ich habe Sie mir selbst auferlegt.« Sie schwieg einen Moment, dann nickte sie ihm zu. »Pater.«

Sie schlurfte auf den Ausgang zu. Eine gebeugte, gebrochene Frau.

Er sollte sie ziehen lassen. Sie suchte weder seinen noch Gottes Beistand. Doch er hatte das Gefühl, dass er sie nicht einfach so gehen lassen durfte. Vielleicht war es auch nur seine Neugier, die ihm nach all den Jahren und all den abgenommenen Beichten nicht abhanden gekommen war.

Er war fasziniert von den Dämonen, die die Menschen heimsuchten.

»Was haben Sie getan?«, rief er ihr nach.

Sie blieb stehen und drehte sich langsam zu ihm um. »Sie wollen hören, was mich hierher getrieben hat?«, fragte sie zweifelnd.

Er nickte. »Ich habe den Eindruck, dass Sie jemanden zum Reden brauchen könnten.«

Die Frau schien ihm zuerst widersprechen zu wollen, dann nickte sie jedoch. »Sie könnten recht haben. Ich habe außerhalb meines Berufs seit einer halben Ewigkeit mit niemandem mehr gesprochen.«

Klaudius Moor deutete auf die Bankreihe, in der sie zuvor gesessen hatte. »Kommen Sie. Ich werde zuhören, wenn Sie wollen.«

»Sie wissen nicht, welche Last Sie sich damit aufhalsen würden. Ihr Schweigen ist verpflichtend. Ich habe immerhin noch die Wahl.«

Er spürte, wie sich seine Lippen ganz automatisch zu einem sanften Lächeln hoben. »Sie wären überrascht, welche Lasten ich zu tragen imstande bin.«

Die Frau zögerte sichtlich, machte dann aber doch kehrt und ließ sich auf der Bank nieder.

Er setzte sich neben sie. Als sie nichts sagte, fragte er: »Wieso haben Sie niemanden, mit dem Sie sprechen können? Haben Sie keine Freunde oder Familie?«

»Freunde würden nur alles verkomplizieren. Ich bin allein. Die einzige Familie, die ich habe, ist mein Sohn.«

»Und mit ihm können Sie nicht sprechen?«

Die Frau schien zu lächeln. »Über ihn selbst? Er ist der Grund für meine Einsamkeit. Ich muss ihn schützen, und das kann ich nur, wenn ich mit ihm alleine bin. Niemand darf wissen, dass er existiert.«

Der Pfarrer blinzelte. Es war eine merkwürdige und überaus ungewöhnliche Eröffnung. »Wieso darf niemand von seiner Existenz erfahren?«

Sie lächelte matt und sah nach vorne zum Altar, wo Jesus in Gold gegossen am Kreuz hing. »Weil ich ihn gestohlen habe.«

2

Jennifer hörte die Klingel aus den Tiefen ihrer Wohnung auf die Terrasse dringen, ignorierte das störende Geräusch aber. Sie war erschöpft, schläfrig und erwartete weder Besuch noch eine Paketzustellung. Nach diesem anstrengenden Tag hatte sie sich wirklich etwas Ruhe verdient.

Sie war kurz davor, wieder einzudösen, als sie das Quietschen des Tors am Ende des kleinen Gartens wahrnahm, der zu ihrer Eigentumswohnung gehörte. Sie musste vergessen haben, es abzuschließen.

Der unerwartete Besucher kannte offenbar diesen Zugang zum Grundstück und gehörte somit zu einem sehr eingeschränkten Personenkreis.

Mit geschlossenen Augen lauschte sie den Schritten auf dem Pflaster. Im Stillen betete sie, dass es nicht ihre Mutter war. Die ersten Tage ihres Urlaubs hatte Jennifer in Heidelberg verbracht, und die ständigen Streitereien ihrer Eltern ließen selbst sie inzwischen an Scheidung als beste Lösung denken. Hoffentlich hatte ihre Mutter nicht beschlossen, sich dem Kleinkrieg zu entziehen, indem sie zu ihrer Tochter floh.

Jennifer zwang sich, die Augen zu öffnen und in den Halbschatten des erst an diesem Morgen gesetzten Blutahorns zu blinzeln. Sie sah einen Mann zwischen den Beeten auf sich zukommen, mit dem sie schon allein deshalb nicht gerechnet hatte, weil sie eigentlich sicher war, dass er nicht zu dem zuvor genannten Personenkreis gehörte.

Ihr Blick streifte die Uhr auf dem Tisch zu ihrer Rechten. Kurz nach fünf.

Oliver Grohmann konnte dienstlich hier sein, musste es aber nicht. Sie hatte keinen Anruf erhalten. Außerdem hatte sie, das kommende Wochenende mitgerechnet, noch vier Tage Urlaub.

Wieso war er hier?

Jennifer setzte sich in ihrem Liegestuhl auf und zog unbewusst das dünne T-Shirt zurecht, auf dem sich Gras- und Erdflecken gegenseitig zu verdrängen versuchten. Während er die letzten Meter zur Terrasse zurücklegte, ließ sie ihren Blick unauffällig über seine Erscheinung schweifen.

Er musste direkt von der Arbeit kommen, zumindest trug er eines seiner üblichen elegant-legeren Outfits – dunkle Jeans und ein anthrazitgraues Hemd, dessen Farbe sowohl mit seinen schwarzen Haaren als auch mit seinen graublauen Augen perfekt harmonierte.

Die Hitze des Spätjunis hatte ihm offensichtlich zugesetzt – oder doch eher der Grund seines unangekündigten Besuchs? Seine Kleidung war zwar nicht fleckig, aber er wirkte ähnlich erschöpft wie Jennifer sich fühlte.

Sie hätte ihn am liebsten direkt gefragt, wieso er hier war, übte sich jedoch in Geduld. »Du begehst gerade Hausfriedensbruch.«

Wenigstens entlockte ihm diese schroffe Art der Begrüßung ein kleines Lächeln. »Du hast die Klingel ignoriert.«

»Ich habe sie gar nicht gehört.«

Seinem Blick war anzusehen, dass er ihr nicht glaubte. »Dann war es eine gute Idee, hier nachzusehen.«

»Das entschuldigt nicht das unerlaubte und unaufgeforderte Betreten meines Grundstücks.« Jennifer spürte, wie ihre Mundwinkel zuckten und sich ein Grinsen in ihr Gesicht zu stehlen versuchte.

»Ich kann gerne noch mal den Vordereingang probieren, wenn du mich dann einlässt.«

Jennifer sah ihm kurz in die Augen und versuchte, ein Gefühl für seine Stimmung zu bekommen. Sie schätzte sie durchaus als positiv ein, doch es gab auch eine dunklere Färbung, die sie nicht so recht fassen konnte. Nervosität? Beunruhigung?

Zumindest schien er nicht gekommen zu sein, um sie zu irgendeinem Tatort mitzunehmen. Sie deutete auf den Stuhl, der auf der anderen Seite des Terrassentischs stand. »Setz dich doch.«

Oliver kam ihrer Aufforderung nach, während sie sich wieder zurücklehnte. Der Staatsanwalt ließ seinen Blick schweigend durch ihren Garten wandern.

»Du hast hier die letzten Tage ziemlich viel bewegt.« Sein Blick schweifte zwischen dem Rhododendron und dem Sommerflieder hin und her, die in ein oder zwei Jahren einen natürlichen Blickschutz für die Terrasse bieten würden.

»Ein bisschen Schönheitspflege hier und da«, wiegelte sie ab. Jennifer wollte endlich wissen, warum er hier bei ihr zu Hause aufgetaucht war, wollte ihn aber auch nicht unter Druck setzen.

Er warf ihr nur einen kurzen, skeptischen Blick zu. Dem kleinen Flecken Grün war deutlich anzusehen, dass er in den letzten Tagen umgestaltet worden war. Nichts erinnerte mehr an das verwilderte und zugewucherte Grundstück, das sich hier noch vor gut einer Woche erstreckt hatte. »Du kommst nie zur Ruhe, oder?«

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung, die sie mit einem Schulterzucken beantwortete. Urlaub war für sie immer eine schwierige Zeit, und sie war froh, eine sinnvolle Beschäftigung gefunden zu haben.

Jennifers Geduld hatte sich nun endgültig erschöpft. Er war garantiert nicht hier, um mit ihr über ihren Garten zu plaudern. »Was verschafft mir die Ehre?«, fragte sie mit leichter Bestimmt-

heit, die ihm signalisieren sollte, dass er besser ohne weitere Umschweife zur Sache kam.

»Ich bin der Überbringer schlechter Neuigkeiten.«

Sie runzelte die Stirn. »Hätten die nicht noch bis Montag warten können?«

»Theoretisch ja, aber ich fand es eine gute Idee, sie dir persönlich zu überbringen.«

Kein gutes Zeichen. »Oha.«

»Außerdem muss ich heute Abend noch zu einer Schulaufführung, in der Hannah eine tragende Rolle spielt. Und da deine Wohnung mehr oder weniger auf dem Weg liegt …«

»Ja«, erwiderte Jennifer mit einer hochgezogenen Augenbraue. »Mehr oder weniger.« Eigentlich überhaupt nicht. Er hatte einen Umweg in Kauf genommen, der ihn im Berufsverkehr mindestens eine halbe Stunde kosten würde.

»Welche der beiden Hiobsbotschaften willst du zuerst hören?«

Sie musste über ihre Antwort nicht nachdenken. »Die, die dich mehr beschäftigt.«

Oliver lehnte sich auf dem Stuhl zurück und wandte sich ihr zu. »Scholz ist tot.«

Jennifer verblüffte die Neuigkeit vom Ableben des Oberstaatsanwalts. »Wann?«

»Letztes Wochenende.« Er zögerte kurz. »Es überrascht mich, dass du davon noch nichts gehört hast.«

»Mein Handy ist aus, und ich mache einen großen Bogen um alles, was auch nur ansatzweise mit meiner Arbeit zu tun hat – inklusive sämtlicher Medien.«

Oliver nickte, doch sie glaubte in seinen Augen so etwas wie Anerkennung oder sogar Stolz aufflackern zu sehen. Dass sie tatsächlich und noch dazu erfolgreich versuchte, Abstand zu ihrem Job zu gewinnen, war ein echtes Novum.

Mit dem Abstand war es nun aber definitiv vorbei. »Ist er ermordet worden?«

Der Blick des Staatsanwalts strafte wortlos ihren Pessimismus. »Herzinfarkt. In einem Moment plaudert er noch mit seiner Frau über eine Verabredung mit Bekannten, im nächsten greift er sich an die Brust, murmelt ihren Namen und bricht tot zusammen.« Oliver hielt kurz inne, als ob er die Nachricht selbst noch einmal auf sich wirken lassen müsste. »Sie hat auf eine Obduktion bestanden. Es waren mehrere Koronararterien betroffen. Er hatte nicht die geringste Chance.«

»Scheiße«, fluchte Jennifer. Sie hatte nicht allzu viele Berührungspunkte mit dem Oberstaatsanwalt gehabt, doch seine Entscheidungen waren immer nachvollziehbar und besonnen gewesen. »Er war doch noch keine sechzig.«

»Wäre er dieses Jahr geworden.«

Jennifer ließ mehrere Sekunden verstreichen, in denen sie Oliver schweigend musterte. Seine Kinnpartie, auf der ein Dreitagebart spross, wirkte angespannt, und seine Hände hatte er so fest ineinander verschränkt, als müsste er sich selbst von unruhigen oder fahrigen Bewegungen abhalten. »Du hast abgelehnt, habe ich recht?«

Ein Lächeln verzog seine Mundwinkel, freudlos und erleichtert zugleich. »Ja, ich habe abgelehnt. Ich werde seine Nachfolge nicht antreten.«

»Obwohl man dir den Posten offen angeboten hat«, sprach Jennifer eine weitere Vermutung aus.

Oliver nickte. »Das schon. Ich mache mir allerdings keine Illusionen darüber, dass sie mir seine Nachfolge nur angetragen haben, weil Scholz' Pläne das in ein paar Jahren ohnehin vorsahen.«

»Aber das war nicht entscheidend für deine Ablehnung.«

»Nein.« Er wirkte bereits um einiges entspannter, dennoch zögerte er, bevor er die Wahrheit offen aussprach: »Ich wollte seinen Posten nicht haben. Vermutlich werde ich ihn niemals haben wollen.«

Jennifer musste unwillkürlich lächeln. »Weil du gerne dort bist, wo du jetzt bist. Nah am Geschehen.«

Oliver nickte. »Ich war nie ein guter Organisator … Und mich mit Politikern und der Presse herumzuschlagen, war auch noch nie mein Traum.«

Sie hatte inzwischen eine Ahnung, warum er mit dieser Sache ausgerechnet zu ihr gekommen war. »Ich nehme mal an, dass deine Entscheidung bei den Wenigsten auf Verständnis trifft.«

Oliver stieß einen Seufzer aus. »Allerdings. Ich habe eindeutig genug davon, voreilige Glückwünsche zurückzuweisen, mich ständig rechtfertigen und, zumindest mit Blicken, für vollkommen verrückt erklären lassen zu müssen.«

Jennifer hatte eine recht lebhafte Vorstellung von den Reaktionen ihrer und seiner Kollegen. Einige davon hätte sie gerne persönlich miterlebt, auch wenn sie auf Olivers Kosten gingen. Von dem Tratsch würde sie in der nächsten Woche wohl noch genug zu hören bekommen, worauf sie allerdings liebend gerne verzichtet hätte. »Vielleicht bist du es ja«, sagte sie.

»Was?«

»Vollkommen verrückt.«

Er blinzelte zweimal. Der Ernst in ihrer Stimme irritierte ihn.

Jennifer erlöste ihn mit einem Lächeln. »Ich jedenfalls freue mich, dass du dir selbst treu bleibst.« Sie suchte seinen Blick. »Deshalb bist du hergekommen.«

Er nickte, und seine Mundwinkel hoben sich. »Ich denke schon. Die einzige Person, die nicht überrascht ist und die mir wohl kaum gratuliert hätte …« Oliver Grohmann verstummte.

Sie spürte ein eigenartiges Ziehen in der Magengegend und riss sich von seinen Augen los. Seine Feststellung lag zu nah an einer Grenze, die zu überschreiten sie sich strengstens verboten hatte. Nicht noch einmal. »Eins verstehe ich allerdings nicht.«

»Und das wäre?«

Sie hatte sich wieder gefangen und wagte es, ihn erneut anzusehen. »Warum du nicht über diesem ganzen Zirkus stehst. In einer Woche redet kein Mensch mehr darüber. Klar, du hast in ihren Augen die Chance deines Lebens ausgeschlagen. Karriere, Geld, Prestige … Aber die kriegen sich auch wieder ein.«

»Normalerweise wäre mir das ja auch alles egal.«

»Es gibt also einen Haken.«

Er nickte grimmig. »Einen ziemlich großen Haken sogar.«

Jennifer gefiel die Art, wie er das sagte, ganz und gar nicht. Eine ungute Vorahnung ergriff von ihr Besitz. »Sie haben doch noch keinen Nachfolger für Scholz gefunden, oder?«

»Nein, haben sie nicht. Aber jemanden, der seinen Job machen wird, bis der neue Oberstaatsanwalt feststeht.«

»Zumindest auf dem Papier«, warf Jennifer ein. »Irgendjemand, der unterschreibt und nur grob darauf achtet, dass keiner Mist baut.«

»Schön wär's.« Oliver schüttelte resigniert den Kopf. »Sagt dir der Name Ricarda Anstett etwas?«

Jennifer runzelte die Stirn. »Ich fürchte, dass ich diesen Namen tatsächlich schon mal gehört habe, ist kein gutes Zeichen.«

»Nein, höchstwahrscheinlich nicht. Eigentlich ist sie auf dem Weg ins Justizministerium, hat sich aber bereit erklärt, für zwei bis drei Monate übergangsweise den Oberstaatsanwalt in Lemanshain zu geben. Irgendjemand in der Stadtverwaltung muss sie kennen … Jedenfalls ist sie aalglatt, presseverliebt, eine Karrieristin, Hardlinerin und kein netter Umgang.«

»Du kennst sie?«, hakte Jennifer nach.

Er zuckte die Schultern. »Sie hat zu meiner Zeit ein paar Gastvorträge an der Uni gehalten. Sie war damals schon ein unausstehliches Miststück. Und das, was ich heute noch an Informationen eingeholt habe …«

Jennifer fragte sich unwillkürlich, wie gut man einen Gastdozenten an der Uni kennenlernen konnte, um sich ein abschließendes Urteil über ihn bilden zu können. Doch sie stellte den Gedanken zurück. »Trotzdem ist Lemanshain eine unbedeutende Zwischenstation für sie. Sie wird pro forma hier sein und wohl kaum …«

Sein neuerliches Kopfschütteln unterbrach sie. »Sie ist nie lange geblieben. Das ist nicht das erste Mal, dass sie vorübergehend irgendwo einspringt. Jeder andere in dieser Position würde einfach dafür sorgen, alles am Laufen zu halten, und sich nicht weiter die Finger schmutzig machen. Aber nicht Ricarda Anstett. Sie liebt es, Dienststellen ihren Stempel aufzudrücken, durchzugreifen, aufzuräumen, und ob sie dabei verbrannte Erde hinterlässt, ist ihr völlig egal. Sie hat erstklassige Kontakte, die hinter ihr stehen, ganz gleich, was passiert. Wenn irgendetwas schiefgelaufen ist, musste sie nie ihren Kopf dafür hinhalten.«

Jennifer gefielen diese Informationen durchaus nicht, und sie konnte nachvollziehen, dass ihn das alles nicht gerade in Begeisterungsstürme ausbrechen ließ. Immerhin würde Anstett eine Weile seine direkte Vorgesetzte sein. Aber eben auch nur eine Weile. »Die zwei, drei Monate sind schnell vorbei. Außerdem wird sie hier kaum einen Fall finden, mit dem sie sich profilieren kann.«

Oliver nickte wenig überzeugt. »Das hoffe ich.«

Sie hätte ihn gerne einen Pessimisten genannt, doch sie wusste nur zu gut, dass Lemanshain nicht immer die friedliche, beschau-

liche Stadt war, als die sie der Bürgermeister gerne verkaufte. Das hatte das letzte Jahr nur allzu deutlich bewiesen.

Jennifer vermutete, dass er mit dieser Nachricht nicht nur zu ihr gekommen war, um ihr seine Sorgen mitzuteilen. Oliver wollte sie vorwarnen. Es war mehr als unwahrscheinlich, dass sie und Anstett Freundinnen werden würden.

Doch darüber wollte sie sich jetzt noch nicht den Kopf zerbrechen. »Und wie lautet die zweite Botschaft?«

Oliver musterte sie eine Sekunde lang, doch er folgte schließlich ihrem Themenwechsel. »Die Urteilsverkündung im Prozess gegen unseren Lieblingskrebspatienten wurde abgesagt.«

Jennifer stieß einen resignierten Seufzer aus. »Ebenfalls tot?«

Oliver nickte. »Mertens hat sich vorgestern verabschiedet.«

Jennifer hatte befürchtet, dass das passieren würde. Es war abzusehen gewesen. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, trotzdem war der Mann, der vor mehr als dreißig Jahren eine unbekannte Anzahl von Kindern und Jugendlichen durch abstruse medizinische Experimente verstümmelt und ermordet hatte, seiner gerechten Strafe entkommen. Er wäre so oder so bald an Krebs gestorben, trotzdem hätte Jennifer seine Verurteilung gerne schwarz auf weiß gesehen, ohne selbst zu wissen, warum ihr das so wichtig war. Vielleicht, weil Mertens niemals auch nur einen Hauch von Einsicht oder Reue gezeigt hatte. »Dieser Scheißkerl.«

Normalerweise duldete Oliver Grohmann verbale Entgleisungen dieser Art nicht, doch in jenem Moment befanden sie sich beide nicht im Dienst. Vermutlich dachte er genau dasselbe über den Toten. »Ich hoffe, die Ärzte haben sich bei der Berechnung des Morphiums ordentlich vertan.«

Auch Jennifer hätte Mertens eine deutlich zu niedrige Dosierung gewünscht. Sie musste unwillkürlich lächeln. Es tat gut,

jemanden zu haben, mit dem man derartige Gedanken teilen konnte, und ihm schien es genauso zu gehen. »Lass das deine neue Chefin nicht hören.«

Er antwortete mit einem Brummen, das nicht gerade nach Zustimmung klang.

Keiner von ihnen ahnte, wie berechtigt ihre Befürchtungen waren.